

# Giftmord nach Rezept

Gabrielle Wittkop erzählt Spannendes aus dem Venedig des 18. Jahrhunderts.

Das Gesunde ist Mode, das Morbide zeitlos. Aus diesem schmalen, strengen, wahrhaft exquisiten Buch steigt ein Duft von edler Fäulnis empor, überlagert von schwülen Parfums und jenen scharfen Gewürzen, mit denen man Wildbret behandelt: Feinschmeckerprosa, die mit Adjektivgirlanden prunkt und einen Hauch von Hexenküche verbreitet.

Der venezianische Tuchfabrikant und Büchnarr Alvise Lanzi sei, so liest man da, im späten 18. Jahrhundert viermal nacheinander Witwer und dadurch reich geworden, was sogar in dieser totenanzulustigen Zeit Aufsehen erregte: Geheimpolizeiliche Nachforschungen, Spitzelberichte, Nachbarschaftsbriefe, Dienstbotengetuschel – aus solchen Partikeln setzt sich Gabrielle Wittkops raffiniert komponier-



**Autorin Wittkop**  
*Fiebrige Agonie*

ter Roman „Der Witwer von Venedig“ zusammen. Sein Reiz liegt darin, wie farbensatt und elegant er die „Serenissima“ in der fiebrigen Agonie vor dem Untergang anno 1797 heraufbeschwört.

Für die 1920 geborene Französin Gabrielle Wittkop, die seit 1946 in Deutschland lebt, deutsche Autoren ins Französische übersetzt und auf Deutsch ein Buch über E. T. A. Hoffmann geschrieben hat, ist „Der Witwer von Venedig“, vor einem Jahr in Frankreich erschienen, ihr Deutschland-Debüt als Dichterin. Ihr großes Idol, sagt sie, sei der Marquis de Sade – ihre eigene kompakte Prosa, facettenreich wie ein Insektenauge schillernd, wirkt als Droge: Sie macht süchtig.

URS JENNY



**Britische Soldaten (1940): Harter Zeitsprung**

# Ekel, Eifersucht, Erfinderlust

Ian McEwan klärt über Kraft und Gefahr der reinen Phantasie auf.

Sie hat einfach zu viel Phantasie. Briony, 13-jährige Heldin in Ian McEwans neuem Roman „Abbitte“, wird erwachsen, doch sie will sich ihre kindlichen Illusionen nicht rauben lassen. Sie schafft sich die Welt, wie sie ihr gefällt. Sie schreibt Märchen und Theaterstücke. Und dann, an einem heißen Sommertag des Jahres 1935, erfindet sie eine Geschichte, die alles verändert. Sie ertappt ihre ältere Schwester Cecilia beim Sex mit deren Freund Robbie – und reagiert mit einer Mischung aus Ekel und Eifersucht. Als in der gleichen Nacht unweit des Hauses der Familie ein anderes Mädchen im Wald vergewaltigt wird, behauptet Briony, es sei Robbie gewesen. Daraufhin kommt er ins Gefängnis.

Von der Vorstellungskraft, die viel erschaffen und zerstören kann, erzählt der Brite McEwan, 54, in „Abbitte“. Briony erfindet eine Geschichte und gibt der Verwirrung ihrer Gefühle auf diese Weise eine Struktur. Sie zerstört eine Liebe – und beginnt ihre Karriere als Schriftstellerin. Wie wirklich ist die Wirklichkeit? Von nur einem Standpunkt aus lässt sich das kaum beurteilen, glaubt McEwan, und so wechselt er auf den ersten 267 Seiten, die den Ablauf eines einzigen Tages beschreiben, oft die Perspektive. Plötzlich stellt sich ein und dasselbe Ereignis ganz anders dar: Empfindet Cecilia es als provokant, wie sich Robbie Schuhe und Strümpfe auszieht, bevor er die Diele des Hauses ihrer Familie durchquert, so erfährt der Leser, dass Scham und Verlegenheit sein Motiv sind. In der Mitte des Romans gibt es einen Zeitsprung ins Jahr 1940: Robbie, in-

zwischen aus der Haft entlassen, kämpft in Frankreich. Zur gleichen Zeit leistet Briony in einem Londoner Lazarett Dienst an der Heimatfront. In diesen Passagen gießt McEwan den Ertrag akribischer Recherche in schillernde Kriegserlebnisse eines Nachgeborenen: Robbie lernt im Kampf, dass militärische Ordnung lebenswichtig sein kann, während Briony, der die Ordnung frü-

her über alles ging, angesichts der Grausamkeiten aus der Fassung gerät.

Der Versuch, die Phantasien des ersten Teils drastisch zu konterkarieren, wirkt allerdings etwas gewaltsam – und hinterlässt in McEwans Roman einen Bruch. Briony, die „auf fünf Seiten eine Welt erschaffen“ kann, muss am Ende den Zusammenhang stiften. Sie ist eine gefeierte Literatin geworden und blickt zurück: War es so? Oder hast du einfach nur zu viel Phantasie?

LARS-OLAV BEIER

# Ohne Sex ist alles sinnlos

Wolfgang Schömel erzählt vom Hormonstau des einsamen älteren Mannes.

Gar traurig ist das Los der beischlafsmäßig oft kläglich unterversorgten männlichen Großstadtbewohner, die man neudeutsch Singles nennt: Abends sitzen sie unerlöst am Kneipentresen oder mit bitterer Sehnsucht im dunklen Kinosaal, ihre Tage verbringen sie mit meist stumpfsinniger Arbeit, ausgiebig Sport und dem Kampf wenigstens gegen die äußerliche Verlotterung ihrer Existenz – indem sie zum Beispiel ab und zu die Matratze ihrer Schlafstätte mit neuen Säftels Elend Laken bedecken, um all

„die verdorbenen Säfte, die schlechten Ausdünstungen und bösen Gedanken, überhaupt das ganze Elend“ zu vertreiben.

Wie sich's für ein ganz und gar deprimierendes Thema gehört, ist Wolfgang



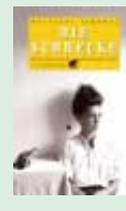
**Autor Schömel**  
*Säftels Elend*



Gabrielle Wittkop  
**Der Witwer von Venedig**  
Deutsch von Claudia Kalscheuer. Carl Hanser Verlag, München; 112 Seiten; 12,90 Euro.



Ian McEwan  
**Abbitte**  
Aus dem Englischen von Bernhard Robben. Diogenes Verlag, Zürich; 536 Seiten; 24,90 Euro.



Wolfgang Schömel  
**Die Schnecke. Überwiegend neurotische Geschichten**  
Verlag Klett-Cotta, Stuttgart; 212 Seiten; 17 Euro.

Schömel's Erzählungsband „Die Schnecke“ ein richtig komisches Buch. Was vor allem daran liegt, dass die alternden Helden dieser Storys von einer Sprachmanie befallen sind, die ihrem verdrehten Seelenzustand zu entsprechen scheint: Sie reden ziemlich geschraubt daher. Und mit wem reden sie? Fast nur mit sich selbst. Berichtet wird da vom „panischen Gefühl der Existenzverschwendung“, das sich durch „masturbatorische Schübe“ eher verschlimmert.

Ohne Geschlechtsverkehr ist das Leben sinnlos: Dieser Leitsatz vergiftet die Hirne von Schömel's Männern, ihre Erinnerungen an bessere Tage – und treibt sie zu lächerlichen Aktionen; zum Kauf bunter Sakkos etwa, zur Anstellung einer attraktiven Reinemachefrau (dem ein desaströser Anbaggerversuch folgt) oder zum Besuch einer Gruppentherapie. Dank solcher Stramperei dürfen sie ihren Sexualtrieb manchmal doch ausleben. „Bei den Anonymen Sexsüchtigen bin ich der King“, lässt der Autor eine Geschichte anfangen, was schon zeigt, wie abgefeimt er bei aller Umstandskrämerei das Schreibhandwerk versteht.

Im Hauptberuf ist Schömel, 50, Literaturreferent in der Hamburger Kulturbehörde, Bildungshuber dürfen sich von seinen Helden also gern an diverse Verzweiflungskünstler der Literaturgeschichte erinnern fühlen. Die wahre, topaktuelle Brisanz dieses Buchs aber liegt in der Beschreibung männlicher Not am Beginn des dritten Jahrtausends: Einsam und immer auf der Jagd, hechelt der Singlemann den Glücksversprechen der sexuellen Marktwirtschaft hinterher, hilflos der Gnade der Frauen (und den eigenen Trieben) ausgeliefert – je weniger er mit den Jüngeren mithalten kann, desto mehr wird er zur lächerlichen Figur. Bis er eines Tages anfängt, Selbstgespräche zu führen.

WOLFGANG HÖBEL

## Vater Bonze, Mutter Schlampe

Der in der DDR geborene Karsten Krampitz erzählt ironisch vom Leben vor der Wende.

Vorbei die Zeiten, da allein Christa Wolf, Christoph Hein und Hermann Kant ihre DDR-Geschichten erzählten. Die sich heute aus den neuen Bundesländern und dem Osten Berlins zu Wort melden, waren zur Zeit der Wende 20 oder noch jünger, jetzt schreiben sie ihre Erinnerungen an die Jahre vor 1989 auf. Karsten Krampitz, 1969 in Rüdersdorf geboren, in Fredersdorf bei Berlin aufgewachsen, debütierte 1991 mit einer „Steuerfibel für Idioten“, aufgemacht wie die „Super-Illu“. „Ich dachte, man könnte einen Bestseller machen, weil die Ossi ihre erste Einkommensteuer-Erklärung abgeben mussten“, sagt er. Es folgten dann drei literarische Werke, darunter der Roman „Affentöter“



**Autor Krampitz**

„Wie es in der HO-Kneipe gerochen hat“

(2000). Sein neuer Roman „Der Kaiser vom Knochenberg“ ist also das fünfte Buch – „aber nur, wenn man die anderen mitzählt“ (Krampitz). Der Autor hat zu seinem Werk die gleiche ironische Einstellung wie zu sich selbst.

Der Romanheld Tobias und sein Erfinder haben einiges gemeinsam: Beide wurden Heiligabend geboren, beide leiden an derselben Knochenkrankheit, beide siedeln am Rande der Gesellschaft. Es ist die Geschichte eines Außenseiters, der dazugehören möchte – Krampitz erzählt sie gefühlvoll, aber ganz unsentimental. „Ich bin nicht behindert, ich entspreche nur nicht dem Schönheitsideal“, sagt Tobias, dessen rechter Arm zu kurz geraten ist. In seiner Hilflosigkeit will er ständig anderen helfen, aber genau das „kotzt alle an“; sein Vater ist ein Bonze und fährt einen Wagen mit Chauffeur, bevor er degradiert und ins Archiv verbannt wird; seine Mutter hat ein mentales Problem: Sie lässt die Wohnung zumüllen. Tobias findet sich mit den Verhältnissen zu Hause ab, so wie sich die DDR-Bürger mit dem Leben in ihrer Republik arrangiert haben.

„Ich habe nicht vergessen, wie es im Konsum ausgesehen und in der HO-Kneipe gerochen hat“, sagt Krampitz, der in der DDR eine Fachschule für Ökonomie besucht, inzwischen das Abitur nachgemacht hat und an der Humboldt-Universität Geschichte und Literatur studiert.

HENRYK M. BRODER



Karsten Krampitz  
**Der Kaiser vom Knochenberg**  
Ullstein Verlag,  
Berlin;  
192 Seiten;  
18,50 Euro.